

Nr. 357 | 28. August bis 10. September 2015 | CHF 6.– inkl. MwSt.

Die Hälfte des Verkaufspreises geht an die Verkaufenden. Bitte kaufen Sie nur bei Verkaufenden mit offiziellem Verkaufspass.

SURPRISE

STRASSENMAGAZIN



Worauf warten Sie?

Ein Gespräch mit Autor Thomas Meyer über Mensch und Moral

«Man misstraut der eigenen Ehefrau»: Flüchtlinge aus Eritrea erzählen

Hopp Schwiiz: Diese acht Fussballer schickt Surprise an den Homeless World Cup in Amsterdam



Literatur

«Was heisst schon scheitern?»

Thomas Meyer schreibt Romane, die alle lesen wollen. Und er stellt Fragen, die niemand hören will. Ein Gespräch über Moral, braven Schweizer Rassismus und die Zumutungen im öffentlichen Raum.

VON AMIR ALI (INTERVIEW) UND PASCAL MORA (BILDER)

Es ist nicht übertrieben, Thomas Meyer einen aussergewöhnlichen Autor zu nennen. Das erste Medium, mit dem der 41-Jährige als Künstler an die Öffentlichkeit trat, waren Kleber an Laternenpfosten. Unter dem Namen «Aktion für ein kluges Zürich» verwirrte und belustigte er von 2007 bis 2010 die Menschen in der Stadt Zürich mit Fragen wie: «Worin entsprechen Sie am wenigsten Ihrem Selbstbild?» oder «Finden Sie Ihre Lebensweise nachahmenswert?»

2012 folgte Thomas Meyers erster Roman. «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse», die Geschichte des jungen orthodoxen Zürcher Juden Mordechai Wolkenbruch, der sich in eine nichtjüdische Frau verliebt, eroberte den Schweizer Büchermarkt.

Seither wird Meyer in den Medien befragt, wenn es um jüdische Themen geht. Und seither lebt er vom Schreiben. Letztes Jahr erschien sein zweiter Roman «Rechnung über meine Dukaten» über den exzentrischen Preussenkönig Friedrich Wilhelm I. Und auch die Fragen «für ein kluges Zürich» sind mittlerweile unter dem Titel «Wem würden Sie nie eine Postkarte schicken?» als Postkartensammlung erschienen. Im September folgt nun der Aphorismenband «Wäre die Einsamkeit nicht so hilfreich, könnte man glatt daran verzweifeln. Einhundertvierundvierzig Einsichten».

Herr Meyer, vor einigen Wochen haben Sie via Facebook-Post eine neue Wohnung gesucht. Drei Zimmer in Zürich für maximal 1500 Franken. Sind Sie fündig geworden?

Ja.

War es einfach?

Nein, ich hatte Glück. Wenn man eine Budgetlimite hat, ist die Wohnungssuche sehr schwierig, die Mieten sind massiv überteuert. Wenn man allerdings 2500 Franken pro Monat ausgeben kann, findet man natürlich ganz leicht etwas Schönes.

Ihre Limite von 1500 Franken hat mich überrascht. Immerhin sind Sie ein erfolgreicher Autor.

Ich habe von «Wolkenbruch» 80 000 Exemplare in dreieinhalb Jahren verkauft. Das hat mir ein ordentliches Einkommen beschert, aber reich

bin ich damit nicht geworden. Geld steht immer in Relation zur Zeit, in der man es ausgeben kann. Zudem bezahle ich noch Unterhalt für meinen Sohn.

In einem anderen Facebook-Post haben Sie zur Zeit der Spendenaufrufe für Nepal sinngemäss geschrieben: Vergesst nicht, dass im Kanton Zürich 100 000 Menschen in finanziellen Schwierigkeiten sind. Was gab es für Reaktionen darauf?

Viele Menschen haben mir dies böswertigerweise als Relativierung des Leids in Nepal ausgelegt und mich dafür angegriffen. Was mich verstört hat, ist die mehrfach geäusserte Sichtweise: Die Armen hier können sich ja jederzeit Hilfe holen.

Dass die Schweiz über einen besseren Sozialstaat verfügt als Nepal, dürfte unbestritten sein.

Das löst die Probleme der Menschen hier aber nicht. Sie können sich kein Sozialleben leisten, keine Kinder, keine Ferien. Ich finde es heuchlerisch, wenn man sagt: Um uns herum gibt es keine Probleme. Natürlich sieht man die Armen nicht, die bleiben ja zuhause. Und den notleidenden Menschen in Nepal soll man auch helfen. Aber diese selektive Emotionalität verstört mich immer wieder aufs Neue. Entweder man ist immer betroffen, oder es ist einem alles egal. Aber ich empfinde es als verlogen, quasi einen Geschmack zu pfeifen, was schlimm ist und was nicht.

Ist es nicht einfach eine simple Reaktion des Privilegierten auf das Wohlstandsgefälle zwischen der Schweiz und einem Land wie Nepal?

Die Realität wegzuwischen, also in diesem Fall die Tatsache, dass es im Kanton Zürich 100 000 Arme gibt, ist nicht simpel. Das ist ignorant. Und es macht die Spende nach Nepal zu etwas, das weniger moralisch ist, als man glaubt.

Gibt es eine allgemeingültige Moral?

Ja. Nur ist sie irrelevant, weil sie ja ständig verletzt wird. Es sind die Dinge, die man in allen Glaubensbüchern findet: Mitgefühl und Rücksicht sind zum Beispiel moralisch. Das eigene Handeln so zu gestalten, dass es anderen nicht zum Schaden gereicht. Und es ist auch moralisch, keinen Unterschied zu machen zwischen den Menschen. Das sind schöne Worte, aber die Realität sieht anders aus.

Existiert diese Moral überhaupt, wenn sie nicht eingehalten wird?

Interessanterweise ja. Ich behaupte, dass wir alle wissen, was richtig ist und was falsch. Das ist tief in uns drin. Kinder wissen es sehr genau und sagen es auch. Wenn man älter wird, beginnt man zu beschönigen, zu verleugnen. Man hat eigene Bedürfnisse, und die sind mit der Moral nicht unbedingt vereinbar. Also beginnt man, sich die Moral zurechtzubiegen.

Eine Frage, die in Ihrer Sammlung von Postkarten-Fragen fehlt: Welche Ihrer Bedürfnisse sind nicht mit der Moral vereinbar?

Eine schöne Frage!

Nennen Sie nur eines.

(Denkt lange nach) Mir kommt nichts in den Sinn. Ich glaube, ich darf mich glücklich schätzen, dass das, was ich will, kein Problem darstellt für andere.

Moral gilt auch im Kollektiv. Ist die Schweiz ein moralisches Land?

Nicht dort, wo es um die Essenz geht. Wir haben eine massive Wirtschaftskriminalität, die wir glorifizieren: Im grossen Stil Geld zu machen, gilt als geil. Ich finde unseren Umgang mit Flüchtlingen in höchstem Masse unmoralisch: Wir überlegen uns nicht, was wir tun können, um das Leid zu mindern, sondern nur, wie wir uns darum herummogeln können. Ich finde es auch unmoralisch, dass auch bei uns schlechte Löhne bezahlt werden, dass in einem derart reichen Land so viele Menschen zu wenig verdienen für ihre Arbeit. Und ich finde es unmoralisch, dass wir unsere Neutralität an die grosse Glocke hängen und diskret im Waffengeschäft mitspielen.

Das ist eine lange Liste.

Sie ist auch nicht vollständig. Zumal ich glaube, dass unser Wohlstand uns verpflichtet. Uns wäre es auch möglich, gegen den Welthunger anzutreten. Wir tun ja nicht nichts, wir haben die DEZA, aber wir könnten uns im grösseren Stil engagieren. Auch durch Verzicht, indem wir keine Waffen und keine Munition mehr exportieren.

Wie erleben Sie die Menschen in diesem Land, in dem Sie zuhause sind?

Undankbar und rassistisch.

Das sind harte Worte.

Der Rassismus ist aber tief verankert. Wir haben zwar keine Anschläge auf Asylheime und Naziaufmärsche wie in Deutschland. Und keine Spinner, die in jüdischen Supermärkten um sich ballern wie in Frankreich. Viele Leute glauben deshalb, in der Schweiz gebe es keinen Rassismus und Antisemitismus. Ich weiss aber aus eigener Erfahrung: Es gibt eine brave, pseudointellektuelle und pseudopolitische Schweizer Art des Antisemitismus, und die ist weit verbreitet.

Wie geht die?

Man ist überzeugt, dass die Juden, und damit meint man ungeachtet der Vielfalt wirklich alle, bestimmte Eigenschaften haben. Keine guten, natürlich. Man ist überzeugt davon und sieht immer wieder vermeintliche Beweise dafür und plappert dann den grössten Mist nach, ohne zu überlegen, was das genau heisst, was man da von sich gibt.

Zum Beispiel?

Vor ein paar Jahren wurde im Zürcher Quartier Wiedikon, wo viele orthodoxe Juden leben, die Weststrasse von der Hauptverkehrsachse zur Quartierstrasse abklassiert, was eine Aufwertung der Gegend bedeutete. Ein Bekannter sagte im Vorfeld: Die Juden haben da schon alle Häu-

ser gekauft. Da fragte ich mich erstens: Woher will der das wissen? Der arbeitet ja nicht beim Grundbuchamt. Zweitens: Wenn einer geschäftstüchtig ist und kein Jude, dann ist das tugendhaft. Bei Juden aber ist es verdächtig. Diese Überzeugungen bringt man selbst mit strengster Logik nicht aus den Köpfen der Leute. Das finde ich absurd und verstörend.

Betrifft Sie das, weil Sie selbst Jude sind?

Natürlich betrifft es mich persönlich. Aber ich finde es auch furchtbar, wenn über die Deutschen gewettert wird. Diesem Rassismus begegnet man auf Schritt und Tritt. Mir kommen ganz wenige Leute in den Sinn, von denen ich sagen kann: Das sind keine Rassisten.

Was heisst es, kein Rassist zu sein?

Rassist zu sein ist auch etwas Passives, das im Zulassen besteht. Behauptungen wie «Die Juden haben alle Häuser gekauft» zu glauben und zu kolportieren, ist für mich rassistisches Verhalten. Einer, der kein Rassist ist, hat Zivilcourage, opponiert und würde sagen: Was erzählst du da für einen Mist? Rassismus ist eine Frage des Verhaltens.

Sind wir nicht alle anfällig auf diese Klischees und Verallgemeinerungen, die über Generationen weitergegeben werden?

«Auszublenden, dass es im Kanton Zürich 100 000 Arme gibt, ist nicht simpel. Das ist ignorant.»

Doch, der Mensch glaubt, was er sieht und hört. An sich ist diese Arglosigkeit eine schöne Eigenschaft, aber eben auch sehr gefährlich, weil alles geglaubt wird, was man am Familientisch oder im Büro hört. Das multipliziert sich, der eine quatscht es dem anderen nach, und am Ende wird aus einer Mär ein Volksentscheid an der Urne.

Glauben Sie an den selbständig denkenden Menschen?

Ja, ich kenne auch genug solche. Aber ich glaube eben auch an die Ignoranz und die Selbstherrlichkeit des Menschen. Das wird uns und der Natur das Genick brechen. Ich bin extrem enttäuscht von den Menschen.

Was hat den Ausschlag gegeben?

Zutiefst menschliche Eigenschaften, die zu akzeptieren mir immer schwerer fällt: Ignoranz, Gier, Mitleidlosigkeit. Man hat nicht mal sich selbst gegenüber Mitgefühl. Die Leute rauchen, trinken zu viel, überarbeiten sich, stecken in destruktiven Beziehungen. Es ist ihnen anscheinend egal, was mit ihrem Körper und ihrer Seele passiert. Und gleichzeitig versichern wir uns alle jeden Tag: Danke, es geht mir gut, alles bestens. Da beginnt doch schon die Rücksichtslosigkeit, bei dieser Lüge.

Sie wollen die absolute Ehrlichkeit?

Ja. Und das bringt mich immer wieder in Konflikt mit anderen. Aber ich fühle mich einfach verarscht, wenn jemand seine Gefühle verleugnet, um seinen Stolz zu retten.

Ihr erster Roman handelt vom jungen orthodoxen Juden Mordechai Wolkenbruch, der um jeden Preis seinen eigenen Weg geht. Verbindet Sie das mit Ihrem Protagonisten?

Ja.

Wieso sind Sie derart besessen davon, den eigenen Weg zu gehen?

Mir hilft, dass ich eine sehr tiefe Leidenschwelle habe. Wenn sich etwas nicht gut anfühlt, dann wird es schwierig für mich. Ich höre stark darauf, wie es mir gerade geht.

War das schon immer so?

Es wurde zumindest immer stärker. Ich habe mit 27 einen gut bezahlten Job in einer Werbeagentur angetreten. Diese Firma fühlte sich aber überhaupt nicht gut an, die Leute nicht, das Haus nicht, die Gespräche nicht. Ich habe nach zwei Wochen wieder gekündigt.

Diesen Job aufzugeben hätte genauso gut dazu führen können, dass Sie heute hier unten das Strassenmagazin verkaufen würden.

Ja, und das wäre völlig in Ordnung. Was heisst schon scheitern? Die meisten meiner Freunde, Männer um die 40, verdienen deutlich mehr als ich. Aber es ist mir egal, denn ich messe mich und die anderen an der Zufriedenheit mit dem Leben. Und meine Zufriedenheit ist sehr hoch, weil ich selbst entscheide, was ich tue und wie. Dafür verzichte ich gerne auf materielle Privilegien.

Zufriedenheit bedingt Verzicht?

Der Zwang ist der Feind der Zufriedenheit. Ein Bekannter von mir verdient viel Geld bei einer Bank. Aber er macht die Arbeit nicht gerne und mag seinen Arbeitsort nicht. Das ist ein Zwang, den er überwinden müsste, wenn er zufrieden sein will. Und das hiesse, auf das Geld zu verzichten. Interessanterweise sind sich die Menschen oft bewusst, welchen Preis sie bezahlen für ihre Privilegien. Aber sie denken, vielleicht kommt ja bald eine Zeit, in der ich das Privileg haben kann, ohne einen Preis dafür zu bezahlen.

Verzicht hat seine Grenzen. Wenn man jeden Fünfliber umdrehen muss, wird man auch nicht zufriedener.

Die Freiheit, die Geld uns gibt, ist stark begrenzt. Wenn du 15 000 Franken im Monat verdienst, hast du nur noch eine Sorge: nie mehr weniger als 15 000 Franken zu haben.

Wieso war die Strasse der richtige Ort, um den Menschen unbequeme Fragen zu stellen?

Man hätte es auch online machen können oder in einem Szeneheftli. Aber ich fand die Überraschung an unerwarteten Orten am grössten. Die Leute sollten überall von Fragen angesprungen werden. Ich war zum Teil nächtelang am Kleben.

Sie haben sich unter anderem in Ihrer Kolumne im Sonntagsblick mehrmals kritisch dazu geäussert, wie sich die Leute im öffentlichen Raum verhalten.

Die Leute fluchen, ziehen sich schlampig an und legen im Zug mit oder sogar ohne Schuhe die Füsse aufs Polster. Das finde ich vulgär. Eine Zumutung.

Könnte man es auch als Zumutung empfinden, im öffentlichen Raum mit Ihren Fragen konfrontiert zu werden?

Man wird ja auch mit Werbung behelligt, aber das gilt als wirtschaftsfördernd. Meine Fragen fördern dafür die Konfrontation. Das kann unangenehm sein, aber am Ende ist es heilsam.

Zum Schluss möchten wir von Ihnen ein paar Antworten auf Ihre eigenen Fragen. Was ist Ihr übelster Charakterzug?

Wenn ich überzeugt bin, dass ich recht habe, fällt es mir schwer, die Aussagen meines Gegenübers stehen zu lassen.

Womit lenken Sie sich von sich selbst ab?

Mit Internet und Smartphone. Ich habe neulich gelesen, dass Handy-süchtige bis zu 60 Mal pro Tag auf ihr Handy gucken. Und ich dachte: Was, nur 60 Mal?



«Die Leute fluchen, ziehen sich schlampig an und legen im Zug die Füsse aufs Polster. Das finde ich eine Zumutung.»

Worauf warten Sie?

Auf die Einsicht des Menschen. Aber da kann ich wohl lange warten.

Was ist die Lüge Ihres Lebens?

Ich habe die meisten Fragen in der Sammlung auch für mich selbst geschrieben. Diese nicht. Ich habe in meinem Leben keine Lüge gefunden.

Dann halt so: Worin entsprechen Sie am wenigsten Ihrem Selbstbild?

Wenn ich mich auf Video sehe, erlebe ich mich als deutlich weniger männlich, als mir lieb wäre. Oft sehe ich ein Kind, und das nervt mich.

Finden Sie Ihre Lebensweise nachahmenswert?

Ja. Wobei, auch ich könnte noch weniger konsumieren. Und was ich gar nicht nachahmenswert finde, ist mein Online-Verhalten. Mein Sohn sieht mich sehr oft aufs Handy schauen. Dafür schäme ich mich.

Was ist Ihr Schatten?

Ein tiefes Misstrauen gegenüber Beziehungen zwischen Menschen. Ich habe immer Angst, dass irgendwann etwas kommt, das sich schlecht anfühlen wird. Deshalb bleibe ich lieber ein wenig alleine. ■

Thomas Meyer: Wäre die Einsamkeit nicht so lehrreich, könnte man glatt daran zweifeln. Einhundertvierundvierzig Einsichten. Salis Verlag 2015